[illegible] Jahre auf gelebt haben, um zu wissen, wie traurig die Kleinlichkeit kleinlicher Menschen und Dinge ausblickt: ein Hauch, der vom rauschenden Flügelschlag derjenender Jahre dämpft bis zur Undeutlichkeit und auch die Bitterkeit eines schweren Existenzkampfes überglättet. Kein Münchner dermag sich diesem Eindruck zu entziehen.

Es ist deshalb nicht mehr, wenn mancher behauptet hat, das Buddhaus stehe gewissermaßen jenseits der Mauer und nehme keinen Anteil am Kunstschaffen. In München prezigt so die Kunst ihr Evangelium auf allen Straßen und Gassen. Sie ist dort nicht das Aschenbrödel oder bloß ein seltsamer Luxusartikel in der guten Stube, sondern etwas Selbstverständliches — obwohl leider gewöhnliche Waare, die marktschreierisch gewertet wird, wie etwa in Berlin. Und weil man die allgemeinen Eindrücken ihrem Einfluß kennen lernen, so gewährt es wohl, auf die Pariser Verhältnissen ähnliche Tatsache hinzuweisen, daß ringsumher nicht mit Zeichenstift und Pinsel hantiert wird, etwa in München. Es dürfte hier im übrigen nicht viel Bürgerfamilien geben, in denen solche künstlerische Beschäftigung wie die des Malens und Zeichnens total fremd wäre.

Der Niederschlag davon zeigt sich am besten im Kunsthandwerk, das ja in München seit jeher schöne Leistungen hervorgebracht hat. Leistungen, die auch gerade das Moment der freien menschlichen Persönlichkeit erkennen lassen.

Endlich soll die Vertrautheit der arbeitenden Volksschichten mit den Namen dieser Künstler und deren Werken nicht unerwähnt bleiben.

Mag man auch der allgemeine künstlerische Lebensgestaltung von München noch nicht die durch frühe gereifte Harmonie, Freiheit und Menschlichkeit hervorleuchtende Vorbildlichkeit von Paris erreicht haben, so bewegt sich die Entwicklung hierzu doch auf dem richtigen Wege.

Ernst Krewöll.

[illegible]

Pelle der Eroberer

Roman von Martin Andersen Nexö

Gerade über ihn jammerte eine Frau. „Ach, Pelle, hilf mir!" wimmerte sie halb erstickt. Das war die verschämte Näherin, die hierher gezogen war; er erkannte ihre warme Stimme wieder. „Sie liebt mich ja!" durchzuckte es ihn.

„Fang den Strick und befestige ihn gut am Fensterpfosten, dann komme ich herauf und helfe dir," sagte er und schleuderte das Ende des Stricks in das vierte Stockwerk hinauf. Aber im selben Augenblick ertönte ein wilder Schrei. Ein dunkler Körper flog über seinen Kopf weg und schlug mit einem toten Laut auf das Pflaster. Die Flammen schlugen fauchend da oben zum Fenster heraus, als wollten sie nach ihr greifen und zogen sich dann wieder zurück.

Einen Augenblick hing er benommen über dem Fensterbrett; dies hier war etwas so Schweres, hörte er nicht ihre sanfte Singstimme wieder in sich ertönen? Dann stürzte das Holzwerk mit einem langen Krachen ein, eine Wolke von heißer Asche stieg auf und legte sich wie Feuer auf die Lungen. „Mach, daß du herunterkommst!" riefen die Kameraden. „Jetzt brennt die Leiter!"

Ein langes ohrenbetäubendes Geläute verkündete, daß die Feuerwehr im Herannahen war.

Aber Pelles Ohren hatten einen schwachen verschwindenden Laut mitten in dem Lärm aufgefangen. Mit einem Sprung war er in Frau Johnsens Stube und stand da und lauschte; da drang Kindergeweinen herein von der anderen Seite der Wand, wo die Flammen an dem inneren Gang lagen. Das war entsetzlich anzuhören, und hier stand er und konnte nichts ausrichten, eine Mauer lag dazwischen und es war kein Durchgang nach dieser Seite. Sie riefen unten vom Hof seinen Namen. Ja, zum Teufel auch, er würde schon kommen, wenn er wollte. Er stand hier und wurde in dumpfer Hartnäckigkeit festgehalten durch diese klagende Kinder-Stimme; eine blinde Wut stieg in ihm auf, ingrimmig stieß er die Schulter gegen die verfluchte Wand, um sich einen Schmerz zu bereiten. Ach, sie gab nach! Noch einmal stieß er mit einer furchtbaren Kraft dagegen, und ein Stück der Scheidewand fiel ein.

Erstickende Hitze und Rauch schlugen ihm entgegen, er mußte den Atem anhalten und das Gesicht mit den Händen bedecken, während er vordrang. Da lag ein kleines Kind in einer Wiege, er strauchelte darüber und tastete sich nach der Mauer zurück. Das Feuer, das jetzt Luft bekommen hatte, schlug plötzlich mit einem Knall, der ihn in die Knie zwang, um ihn auf. Er hatte ein Gefühl, als wenn durstiges Vieh ihm die Wange leckte. Hinter ihm, drinnen auf den Fersen, brullerte es wie ein Gewitter, schwieg aber, als er die Tür einhieb. Halb erstickt fand er den Weg zum Fenster und wollte hinunterrufen, hatte aber keine Stimme mehr; es ward nur ein heiseres Flüstern.

Ja, nun stand er hier mit einem Kind im Arm und sollte sterben! Aber das machte nichts; er war ja durch die Wand gekommen. Hinter ihm rückte das Feuer vor; es hatte sich ein kleines Loch durch die Tür gemacht und schuf sich selbst den nötigen Zug. Das Loch erweiterte sich, Funken sieden wie unter einem Blasebalg, und der Brand feuchte trocken. Hitze durch die Öffnung entzündend. Kleine, fast unsichtbare Flammen hüpften auf den glatten Flächen dahin, binnen kurzem mußte das Ganze in Flammen stehen. Seine Kleider rochen sengrig, die Hände waren so sonderbar trocken, wie morsches Holz, und es war ihm, als wenn sich ihm das Haar im Nacken lockte. Und da unten riefen sie seinen Namen! Aber das machte alles nichts; sein Kopf war nur so schwer von dem Rauch und der Hitze. Er hatte das Gefühl, als sei er im Begriff, umzufallen. Ob das Kind wohl noch lebte? dachte er, wagte aber nicht nachzusehen; er hatte ihm seine Jacke über das Gesicht gebreitet, um es zu beschützen.

Er klammerte sich an den Fensterpfosten und ordnete seine sterbenden Gedanken zu Eilen und den Kindern hinüber. Warum war er nicht bei den Duelen? Was für ein Unsinn war es nur gewesen, der ihn dazu gebracht hatte, sie zu verlassen? Er konnte sich nicht mehr darauf besinnen und begriff sich selbst nicht; wenn es nun nicht mit ihm vorbei gewesen wäre, würde er nach Hause geeilt sein, um mit Kleinlasse zu spielen. Aber nun mußte er sterben, in einem Augenblick würde er erstickt umfallen, noch ehe die Flammen ihn erreichten. Es lag eine kleine Befriedigung darin, als spiele er jemandem einen Streich.

Plötzlich tauchte etwas vor seinem sterbenden Blick auf und rief ihn zurück. Das Ende einer Rettungsleiter war es, und ein Feuerwehrmann tauchte aus dem Rauch gerade vor seinem Gesicht auf, ergriff das Kind und reichte es hinunter. Pelle stand da und arbeitete mit der Vorstellung, daß er sich in Bewegung setzen müsse; aber ehe sie in sein Gehirn hineinund wieder hinausgelangte, hatte ein Feuerwehrmann ihn am Nacken gepackt und rannte die Leiter mit ihm herab.

Die frische Luft weckte ihn, er sprang von der Bahre auf, auf die die Feuerwehrleute ihn gelegt hatten, und sah sich empört um. Im selben Augenblick fingen die Leute ganz sinnlos an zu rufen und in die Hände zu klatschen, und Frau Johnsen drängte sich durch die Absperrung und stürzte auf ihn zu. „Pelle!" rief sie weinend, „ach, du lebst ja, Pelle!"

„Ja, natürlich lebe ich, oder das ist doch nicht zum Weinen!"

„Nein, aber wir glaubten ja, du wärst da drinnen geblieben. Wie siehst du nur aus, du armer Kerl!" Sie nahm ihn mit sich zu einer Arbeiterfamilie und war ihm behilflich, sich zurecht zu machen. Erst als er sich im Spiegel sah, begriff er das Ganze. Er war unkenntlich von Rauch und Asche, die hatte sich ihm in seine Haut hineingebrannt und war nicht wieder zu entfernen. Unter dem Schmutz auf der einen Wange war eine Brandwunde. Er ging zu dem Assistenten und ließ sich ein Pflaster anlegen. „Ein paar Augenblicken hätten Sie auch nötig," sagte der Assistent. „Sie waren wohl ordentlich im Feuer gewesen."

„Warum hat es eigentlich so lange mit den Spritzen gedauert?" fragte Pelle.

„Lange gedauert? Die waren zehn Minuten, nachdem das Feuer gemeldet war, hier. Die Meldung bekamen wir um acht, und jetzt ist es bald neun."

Pelle schwang ganz verdutzt; er hatte ein Gefühl, als müsse die ganze Nacht vergangen sein, so viel war geschehen. Eine halbe Stunde — und in der Zeit hatte er sich daran beteiligt, einige Menschen dem Tode zu entreißen und hatte andere sich hinabstürzen sehen. Nun ja, und er selbst war versengt von der nahen Berührung mit dem Tode! Dies saß irgendwo in seinem Sinn wie eine scheue Tatsache; wenn er die Hand hielte, blähte die Haut Runzeln und seine Kleider rochen wie verbranntes Horn.

Drinnen im Hof arbeiteten die Feuerwehrleute rastlos. Einige gossen Wasser von der Spitze ihrer Leitern in das Flammenmeer hinein, andere drängten in die Häusermasse hinein und suchten die Wohnungen ab; von Zeit zu Zeit kam ein Feuerwehrmann mit einer verkohlten Leiche zum Vorschein. Dann wurden die Bewohner der „Arche" aus der Absperrung hineingerufen, um die Leiche zu erkennen. Sie liefen weinend zwischen der Zuschauermenge herum und suchten einander; es war der Polizei nicht möglich, sie zusammenzuhalten und festzustellen, wie viele da drinnen geblieben waren.

Plötzlich richteten sich aller Augen auf das Dach des Vorderhauses, wo das Feuer noch nicht so recht Herr geworden war. Dort oben stand der tolle Vinglev und blies auf seiner Flöte; wenn die Funken des Feuers einen Augenblick gedämpft wurden, hörte man seine herrliche Musik. „Hört, hört! Er spielt den Marsch!" riefen sie. Ja, er blies den Marsch, aber in sein eigenes Hirngespinst hinein verwoben; ganz wahnsinnig klang die bekannte Melodie auf Vinglevs Flöte.

Die Feuerwehrleute richteten eine Leiter auf und liefen auf das Dach hinauf, um ihn zu retten, aber er floh vor ihnen. Als er nicht mehr weiter konnte, stürzte er sich in das Flammenmeer.

Der Marktplatz und die Ufer der Kanäle waren mit Menschen angefüllt; Kopf an Kopf standen sie da und betrachteten den üppigen Brand der „Arche". Schmutz und Armut und Dinge von Jahrhunderten gingen dort in Flammen auf. Wie es prasselte und knisterte und knackte! Die Menschenmenge war in bester Laune über den Sieg der Arbeit; über Nacht war man doch nicht zum Schlafen aufgelegt und dies hier war ein Feuerwerk, das anbleibt, eine großartige Illumination zu Ehren des Sieges der Armen. Man rief bewundert Ah!, zischte, um den Laut der Raketen nachzuahmen, und klatschte in die Hände, wenn die Flammen aufstiegen oder ein Dach zusammenstürzte.

Pelle ging in der Menge herum und sammelte die verwirrten Bewohner der „Arche" an der Tür des Zuchthauses, so daß wer zusammengehörte, sich finden konnte. Sie weinten und waren gar nicht zu trösten. „Ach, jetzt brannte die „Arche", die liebe Zufluchtsstätte für so viel Verkommenheit." „Wir können ihr auch das wohl zu Herzen nehmen," sagte Pelle tröstend. „Ueber Nacht werdet ihr von der Stadt untergebracht, und morgen zieht ihr in ordentliche Wohnungen, wo alles neu und rein ist. Und um eure Habseligkeiten braucht ihr nicht zu weinen, ich will schon eine Sammlung in Gang bringen, und dann bekommt ihr bessere Sachen, als ihr gehabt habt."

(Fortsetzung folgt)

Umschau

Organisationsversuch der bildenden Künstler

Neulich merkten sogar die allerrückständigsten Ideologen in unserem Wirtschaftsleben, die Künstler, daß sie ohne Organisation verloren sind. In München sind sie parole zu einem Schwerpunkt zusammengetreten, dann in Berlin und in Frankfurt, und jetzt soll Dresden an die Reihe kommen. Gestern abend wurde im Künstlerhaus das Feuer aus der Taufe gehoben. Unter den Vorsitz von Professor Mitting hatten sich so viele Künstler eingefunden, daß der Saal zeitlich war. Ob Intensität scheint es also nicht zu fehlen. Selbst Herr Oberbaurat Wiederhold hatte einen Vertreter aus Berlin auf nachdrücklichen Zureden hin seiner „lebhaftesten Sympathie" versichert.

Der allerdings von dieser Gründungsversammlung eine agitatorische Entschlossenheit erwartet hatte, wurde enttäuscht. In München wird man so recht ein höchst temperamentvoller gerechet haben — hier in Dresden ist man nach alter, braver Sitte fein zahm. Man hätte die beste Gelegenheit gehabt, öffentlich das Elend der Künstler zu erörtern. Man hätte gemeinsam protestieren müssen gegen die schamlosen Anstrengungen der in ihrer Existenzsicherung Bedrohten. So wäre endlich einmal die bürgerliche Presse gezwungen gewesen, sich mit der schamlosen kapitalistischen Kunstpolitik zu befassen. Von sozialistischer Entwicklung mitgerissen, hätten die armen Teufel, die da anklagend und sozialpolitisch herumstehen, den Anstoßenden den Krieg erklären sollen, zu einer Angelegenheit sich bekennend.

Aber es ging ganz anders zu. Der Professor Mitting sagte in seinem einleitenden Referat noch nicht einmal das Wort „Arbeitslosigkeit" ausgesprochen, er wählte nur, der Hauptteil an den Pariser für Kunstwerke stehe „in anderen Taschen". Und einmal wurde so nebenbei bemerkt, die Bekämpfung des allgemeinen deutschen Künstlerelendes, daß die Künstler nicht unter zwei Drittel des gesamten Partes herunterzugehen sollten, stehe nur auf dem Papier. Die Musikalienverleger dürfen den Malern für Notenmal Gleichlich niedrige Preise — versteht, das wurde nicht verraten. Auch dauerte schließlich nicht den ganzen Abend, daß die Kunsthändler die Verkäufen zugeben ein Drittel und noch mehr für ihre „Bemühungen" einbrechen. Auch die Ausbeutung durch die Spediteure wurde nicht mit Farben belegt. (Das hätte vielleicht verletzen können.) „Tarife," sagte Herr Mitting, „können wir nicht aufstellen, aber wir wollen das Publikum darüber aufklären, daß es unfair ist, den Künstler etwas abzuhandeln. Das tut man doch kein Rechtsanwalt oder beim Arzt auch nicht." Von Preisdrückerei hat also der Herr sonst noch nie etwas gehört.

Auch Berliner Maler berichteten von der Arbeit, die bisher bei ihnen geleistet worden ist. Versuchen für den aus den Ortsverbänden sich bildenden zusammenfassenden Reichsverband. Die Einführung einer Krankenkasse trge bevor, ebenso einer Gerichtsbarkeit für den Materialeinkauf, die Altersversorgung wird an die Weimarener Rentenkasse der Allgemeinen Künstlergenossenschaft angegliedert, eine Rechtsauskunftsstelle ist jedenfalls vorhanden und ein eigenes genossenschaftliches Verlagsgeschäft gegründet. Auch mit den Spekulanten werden Verhandlungen getroffen zur Verwirklichung der Preise. Mitting will man versuchen, Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewinnen. Der Verband der Vertrauensmänner muß der Künstlerschaft angelegen sein, damit von den zahlreichen unzähligen Vorschlägen etwas an die Schleuse oder ihre Rechtsanwälte gerichtet kommt. Und die Reklamefirmen soll, in Verbindung mit den Zeitungsverlegern, geklärt werden.

Das sind so allerhand Reformpläne, die man aber offenbar gewaltig überschätzt. Die dringendsten Notwendigkeiten sind daneben unberücksichtigt geblieben. Wie will man die Spekulantengelüste der Kunsthändler eindämmen? Und wie die der Verleger, denen das sauere Urheberrecht alle Zähne einstumpft? Gerade dieses Urheberrecht, das den Künstlern sogar die Reproduktionsmöglichkeit aus den Händen reißt und ihnen ein für allemal, bis 30 Jahre nach ihrem Tode, alle Eigentumsrechte zugesichert hat — das wurde noch nicht einmal erwähnt. Nach sowt griffe sich die politische Unreife dieser deutschen Künstlerschaft recht beschämend. Sie schrieben im Sinn des Herrn Karl Nimmen in Wiesbaden nach einem Schuggesetz, der die Einfuhr ausländischer Kunstwerke erschweren soll. Sie machen also nationale Kleinkrämerpolitik aus Angst vor der überlegenen französischen Konkurrenz. Chauvinismus in Kunstdingen! Und da sind der Maler Westphal aus Berlin und Genossen wieder: „Wir Künstler sind Mittelständler, und weil wir Mittelständler sind, müssen wir vom Staate geschützt werden." Und das geschah unter allgemeiner Zustimmung in einer Versammlung, die die Organisation der Künstlerschaft zum Zweck hatte!

Ueber die optimistischen Organisationspläne der deutschen Künstler hat sich selbst ein bürgerlicher Parlamentarier, der sie offenbar auf Herz und Nieren geprüft hat, der Sperrer Naumann im Berliner Reichstag recht skeptisch geäußert. Er meinte damals, die Gegensätze unter ihnen seien zu groß, als daß sich jemals ein umfassender Zusammenschluß werde herstellen lassen. Dazu seien sie sozial viel zu weit auseinander getrennt. Und Kornelius Gurlitt machte ihn gestern abend recht geben: die Kräften der Künstlerschaft sind zersplittert. Womit wollen sie ihren Willen durchsetzen? Mit einem Streik? Der wäre von vornherein aussichtslos. Höchstens mit Wanderausstellungen, die die Werke ihrer Künstlerin zweiten Ranges in die Provinz tragen, vor ein durch die Presse nicht schon vorbearbeitetes Publikum. Die Chromolit dieses Mittels muß ihm wohl selber eingeleuchtet haben, denn er ging sich zum Schluß auf den bekannten deutschen Idealismus zurück, der schon so oft geholfen habe.

Von der Staatshilfe ist ja auch nichts zu erwarten. Der Staat protegiert an seinen Kunstschulen jedes Jahr Tausende von Neulingen und wirft sie dann rücksichtslos ins Erwerbsleben hinaus. Und er gibt seinen Kunstbeamten, Akademieprofessoren und Konsulenten, die Mittel in die Hand, in Wettbewerben alle freien Mitbewerber an die Wand zu drücken; befördert somit selber die gefährlichste Preisdrückerei. Was wollen da die platonischen Sympathieversicherungen der Staatsbehörden besagen?

Aber unsere bürgerlichen, gutbürgerlichen Künstler versprechen sich von derlei Redensarten goldene Berge. Ihre Organisation ist, wenn sie nicht aus eigener Kraft sich ihr Recht schaffen kann, ein totgeborenes Kind.

h. h.

Theater Opernhaus. Nach langer Pause wurde gestern Auberts einzuckuckliches Werk, Die Stumme von Portici, aufgeführt. Wenn der neunzigjährige Komponist des Werkes auch erst vor dreißig Jahren starb, so haben wir recht zu dem Werke schon zeitlich dieselbe Distanz gewonnen, die ein klares Urteil möglich macht. Wir verstehen heute Richard Wagners enthusiastische Berichte ebenso wie Robert Schumanns und Mendelssohn-Bartholdys ablehnende Kritiken. Während die beiden letzteren vor allem an dem spezifisch musikalischen Gehalt den Maßstab im Sinne der deutschen Meistermusik eines Beethoven oder Weber anlegten und zu den scharfen Anklagen als „roh, gemeinlich, abscheulich instrumentiert, nur hie und da funkelnder Geist" kamen, stellt Wagner den Blick auf die große Entwicklungslinie der dramatischen Kunst gerichtet. Ihm imponierte „diese ungestümte Kraftheit und die derbstische Gedrängtheit der Form: die Arglistige verkehren wie Blitze los; von ihnen zu den Ehrenwerthaften ging es wie im Sturme über; und mitten im Chaos der Wut plötzlich die energischen Mahnungen zur Besonnenheit und reine Melodie; dann wieder rasendes Jauchzen und unbeschreibliche Wehmut oder ein ganzes Volk seine Größe lispelnd. Hier war eine „große Oper", eine zeitbildende Nationalopernhaftigkeit, voll Leben, Leidens, überpriesterlicher Würde keine Spur mehr: heiß bis zum Brennen und unterhaltend bis zum Ermüdeten".

Selbst bei einer sachgemäßen Aufführung, als es die gestrige war, wird uns heutige Menschen das Werk nicht mehr derartig packen können, als es ungeschwächt seine Zeitgenossen ergriff: in ihm lebt etwas vom Geiste der aufdämmernden Julirevolution und das erhob das Werk im Spiegel des ewigen Problems über sich selbst. Unter dem Kläuen der „Stummen von Portici" begannen nicht allein die Kämpfe der Julirevolution in Frankreich, sondern auch im Ausland, z. B. in Brüssel, Warschau und Warschau, und sogar in Deutschland, wo sich — Dr. Adolph Kohut nennt Kassel, Braunschweig und Leipzig — die Bürgergarde die Uniformstücke aufsetzten ließ. In Brüssel wurde das Theaterpublikum durch die Aufführung der „Stummen" am 25. August 1830 so entzückt, daß es in begeisterungsloser Wut in die Straßen Brüssels hinausstürmte, die Volksmassen mit sich fortriß und den Palast des holländischen Statthalters, die Wohnung